

Kupfer - Sammlung

besonders zu

Gutke Naturgeschichte und Technologie

aber auch zu jedem andern

Lehrbuche der Naturgeschichte

brauchbar.

22 von
In vier und zwanzig Blättern.

Zur allgemeinen Schulencyklopädie gehörig.

Braunschweig,
im Verlage der Schulbuchhandlung.

Gedruckt bei Friedrich Vieweg.

1794/5

Fig. 1. Der Elefant. (*Elephas africanus*.)

Bisher nahm man alle auf der Erde lebende Elefanten für einerlei Gattung. Jetzt hat sich gefunden, daß die asiatischen von den afrikanischen durch bleibende Merkmale unterschieden sind, und nun nimmt man zwei Gattungen an. Ueberreste von Knochen aus der Vorwelt beweisen es, daß ehemals noch eine oder ein Paar andere Elefantengattungen auf unserer Erde gelebt haben müssen, welche durch eine von den großen Revolutionen der Erde zu Grunde gingen. Der berühmte französische Naturforscher Cuvier bestimmt zwei vertilgte, nur noch im Knochengestülpe vorhandene Gattungen, den sibirischen und den Ohio-Elefanten.

Die Kennzeichen, wodurch sich das Geschlecht der Elefanten auszeichnet, beruhen auf den großen hervorstehenden Eckzähnen, auf dem langen Rüssel und den runden, in 5 kleine Hufe getheilten Füßen. Von dem asiatischen unterscheidet sich der afrikanische Elefant durch die geringere Größe — man hat ihn noch nie höher, als 12 Fuß hoch gefunden, da der asiatische 16 Fuß und darüber hoch ist — durch die konvexe, zurückgezogene und nach hinten abgeplattete Stirn und die besondere Bildung der Backenzähne. Uebrigens gleichen beide Elefantengattungen einander in Rücksicht der Sitten und Lebensart.

Kein einziges Landthier ist dem Elefanten an Größe gleich. Er hat ungeheuer große und lange Ohren; aber sehr kleine Augen. Der bewundernswürdige Rüssel ist eigentlich die verlängerte Nase. Seine Länge beträgt 7 bis 8 Fuß; er kann aber bis auf 2 Fuß eingezogen werden. An der Wurzel hält sein Umfang 3 bis 4, am Ende aber nur einen halben Fuß. Dieses merkwürdige Organ besteht ganz aus Häuten, Nerven und Muskeln. Es ist der Sitz des feinsten Gefühls, und dient zugleich dem Thiere statt einer Hand. Es kann damit Geld aufnehmen, Knoten auflösen, Pföpfe aus Flaschen ziehen, Thüren aufschließen etc. Neben dieser Geschicklichkeit besitzt der Elefant in diesem Werkzeuge eine so ungeheure Kraft, daß er einen Ochsen, ja selbst einen bengalischen Tiger damit zu Boden schlägt. Er kann auch eine ziemliche Menge Wasser darin einziehen und wieder von sich strahlen. In der stumpfen Spitze des Rüssels ist eine Vertiefung mit zwei Löchern, welches die Nasenlöcher sind. Uebrigens ist der Elefant allen Theilen seines Körpers nach ein plummes, ungeschicktes Thier, das seine große Kraft schlecht zu gebrauchen weiß; aber auch in der That bei der ungeheuern Körpermasse verhältnißmäßig bei weitem so viel Kraft nicht besitzt, wie der Foh, der Wallfisch, die Schwalbe und andere kleine Thiere. Seine ganze Kraft beträgt ungefähr so viel, wie von 5 bis 6 Pferden. Er ermüdet auch leicht, und legt in einem Tage nicht mehr, als 3 bis 9 deutsche Meilen zurück.

Die Haut des Elefanten ist sehr dick, runzlig, hart und nur einzeln mit dicken Borstenhaaren besetzt, die steifer sind, als die Borsten eines wilden Ebers.

Der Schwanz endigt sich mit einem Büschel Stachelhaaren. Im sechzehnten bis zwanzigsten Jahre ist das Thier völlig ausgewachsen, und seine Lebenszeit scheint sich auf 120 bis 150 Jahre zu erstrecken. — Bisher hat man die Klugheit und den Scharfsinn des Elefanten so sehr erhoben, daß man, danach zu urtheilen, ihm den Rang über alle Thiere einräumen mußte. Jetzt haben genauere Beobachtungen erwiesen, daß man übertrieben hat. Wahrscheinlich steht dieser Riese unter den Thieren an Scharfsinn unter dem Hunde. Auch die dem Elefanten nachgerühmte Keuschheit und Schamhaftigkeit ist eine Fabel. Die beiden aus Holland nach Paris gebrachten Elefanten hatten in diesem Stücke nicht das mindeste vor den übrigen Thieren voraus, und das Männchen betrug sich zur Brunstzeit sehr schamlos. Von der Fortpflanzung hat man jetzt auch bessere Nachrichten. Meist halten sich die Elefanten paarweise beisammen, und das Männchen bestiegt bei der Begattung den Rücken des Weibchens eben so, wie der Hengst und der Stier. Daß sich kein Elefant in der Gefangenschaft begatte, ist irrig. Man hat in den neuesten Zeiten zuverlässige Beweise vom Gegentheil; doch weiß man noch nicht genau, wie lange das Weibchen trägt, hat aber Ursache, 18 Monate für die Zeit der Schwangerschaft anzunehmen. Selten wirft ein Weibchen mehr, als Ein Junges. Dieses saugt 1 bis 2 Monate.

Die afrikanischen Elefanten sind eben so wohl zu zähmen, und zu gleichen Diensten zu gebrauchen, wie die asiatischen. Man weiß aus neuern Berichten, daß in Sennaar und andern Ländern von Afrika die Reichen und Großen viel Elefanten halten. Freilich bleibt auch hier die Unterhaltung immer kostbar. Afrika hat unstreitig weit mehr Elefanten als Indien; denn ihr Aufenthalt erstreckt sich fast über jenen ganzen Erdtheil, wenigstens könnten sie in Afrika des Klima's wegen wirklich allenthalben leben. Wo die Einwohner Feutergewehre haben, pflegen sich diese Thiere indeß eben so, wie die Löwen, Leoparden, Panther etc. zurückzuziehen — In den Wildnissen halten sich die Elefanten immer in größern oder kleinern Truppen beisammen. In bewohnten Gegenden von Afrika macht man unaufhörlich Jagd auf sie. In Sennaar ist diese Jagd sehr einträglich; denn man benützt nicht bloß die großen Eckzähne, welche das Eisenbein geben und einen kostbaren Handelsartikel abwerfen; sondern man ißt auch das Fett und das Fleisch sehr gern, und die Haut dient zu Schilden. Manche Zähne sind 6 bis 7 Fuß lang, und halten am dicksten Ende 8 bis 10 Zoll im Durchmesser. Von den größten wiegt oft ein einziger einen Centner, und kommt demnach, wenn ihn europäische Handelsleute kaufen, 100 Thaler und darüber zu stehen.

Wenn man diese Thiere nicht neckt, so thun sie dem Menschen, der ihnen im Walde begegnet, nichts zu Leide. Reizt man sie aber, so hat man ihren Zorn sehr zu fürchten, und es kostet Mühe, zu entkommen. Wegen der langen Schritte, die das riesenmäßige Thier nimmt, holt es den besten Läufer sehr bald

ein. Es tödtet seinen Feind durch Schläge mit dem Rüssel, und tritt ihn mit Füßen. Der geschickte Afrikaner weiß sich durch behende Seitenwendungen zu retten, die der plumpe Elefant nicht nachmachen kann.

Fig. 2. Das Nashorn oder Rhinoceros.
(*Rhinoceros asiaticus seu unicornis.*)

Auch von dem Nashorn unterscheiden die Naturforscher jetzt zwei Gattungen, das afrikanische oder zweihörnige und das hier abgebildete asiatische oder einhörnige. Das feste, fast kegelförmige, einfache oder doppelte Horn und die dreispaltigen Hufe machen den gemeinschaftlichen Geschlechtscharakter dieser Thiere aus. Das asiatische unterscheidet sich nicht nur durch das einfache Horn von dem afrikanischen Nashorn, sondern auch durch die beiden Vorderzähne in beiden Kinnladen, die das afrikanische Thier nicht hat. Außerdem liegt auch die Haut bei dem letztern glatt auf dem Körper an; da sie hingegen bei dem asiatischen in der Gegend des Halses, von den Schultern bis nach den Vorderbeinen herab und auch am Hintertheile in starke Falten sich legt. Uebrigens ist die Haut dieses asiatischen Nashorns ganz kahl, ungemein dick, rauh und höckerig. Der Kopf gleicht einem Schweinskopfe; das 3 bis 3½ Fuß lange, schwarze, glatte Horn, welches auf der Nasenspitze sitzt, besteht aus parallelaufenden, hornartigen Fibern, ist an der obern Hälfte glatt, wie beim Ochsen, an der untern aber rauh wie eine Bürste anzufühlen. Es sitzt nicht im Hirnschädelfnochen, sondern ist bloß mittelst einer knorpeligen Masse mit der Nasenhaut verwachsen. Im gewöhnlichen Zustande läßt sich das Horn hin und her schieben; im Zorne aber zieht es das Thier mittelst eines Muskels so an, daß es unbeweglich steht. Dann reißt das Nashorn sehr leicht tiefe Furchen in die Erde, und schleudert große Steine damit fort. Wie fürchterlich es seinen Feind damit zurechten müsse, wenn er sich nicht zu retten im Stande ist, sieht man leicht ein. Die gewöhnliche Größe des Nashorns ist 12 Fuß Länge, 7 bis 8 Fuß Höhe und 12 bis 13 Fuß im Umfange. Es wiegt so schwer, daß 5 Mann ein kleines nicht fortziehen können.

Dummheit ist der Hauptcharakter dieses Thieres. Es hat ein schlechtes Gesicht; Geruch und Gehör aber sind fein. Sein Vaterland sind die dicken, schattigen und sumpfigen Wälder von Bengalen, Siam, Cochinchina, Java, Sumatra und des südlichsten China, wo es sich an den Flüssen aufhält, und sich gern in Sümpfen wälzt. Es streift einsam umher, und lebt von allerlei Gewächsen. Wenn man es nicht neckt, beleidigt es den Menschen selten; gereizt aber rennt es blind und grimmig auf seinen Feind zu. Es läuft schnell, und reißt im Laufe die Erde auf. Durch geschickte Seitenwendungen entgeht man seiner Wuth.

Die Begattung erfolgt ohne Zweifel, wie beim Elephanten, bei Pferden, Rindern &c. Die Jungen sollen sich zähmen lassen. Man kann indeß dieses Thier zu keinem Geschäfte abrichten, weil es zu plump und ungelehrig ist. Das Fleisch schmeckt wie Schweinefleisch, und wird von dem asiatischen sowohl, wie vom afrikanischen Thiere gegessen. Aus der dicken Haut macht man Peitschen, Schilde, Panzer, Spazierstöcke; aus dem Horne Becher, und das Fett, welches gut schmeckt, dient statt der Butter. Man fängt und erlegt das Nashorn auf man-

cherlei Weise. — Wie von dem Elephanten, so findet man auch von dem Nashorn eine Menge Ueberreste in nördlichen Ländern, wo dieses Thier nun nicht mehr leben könnte. Auf dem Harze, im Gothaischen und anderwärts hat man eine Menge Rhinocerosknochen ausgegraben. In Sibirien entdeckten im Jahre 1771 jakutische Jäger ein ganzes Thier mit Haut und Haaren. Es lag am Ufer des Biluißflusses im beständig gefrorenen Sande. Beim Eisgange hatten die Schollen ein Stück vom steinhart gefrorenen Ufer weggerissen, und dadurch den halben Leib des Thieres entblößt; die andere Hälfte lag noch im Sande. Kopf und Beine sind davon nach St. Petersburg gebracht worden. Nur in dem stets gefrorenen Boden, der im höchsten Sommer bloß an der Oberfläche aufthaut, konnte sich dieses Nashorn unverweht erhalten. Als es hier unter den Sand begraben wurde, mußte dieser nochwendig aufgethauet, das Klima mithin milder sein, als es jetzt ist.

Fig. 3. Das Fluß- oder Nilpferd. (*Hippopotamus amphibius.*)

Das einzige Thier seines Geschlechts. Dieses plumpe Geschöpf gleicht dem Nashorn ziemlich an Größe, und wiegt ausgewachsen an 3000 Pfund und darüber. Der Kopf ähnelt einem Ochsenkopfe, und das Maul ist vorn ungeheuer breit. Ungeachtet die Eckzähne 6 Zoll hervorstehen, sieht man sie doch nicht, wenn das Thier sein Maul verschließt. Mancher von diesen Zähnen — es sind in jeder Kinnlade zwei — wiegt 6 Pfund. Sie sind so hart, daß sie am Stahle Funken geben, und dienen vollkommen wie Elfenbein, welches sie in mancher Hinsicht noch übertreffen. Mit diesen Waffen durchstößt das Flußpferd im Zorne den Boden eines Bootes. Das Maul ist mit vielen Borsten besetzt; die fast undurchdringliche, ungemein dicke Haut aber nur hie und da mit einzelnen Haaren. So wie das Thier hier gemalt ist, sieht es aus, wenn es naß ist; abgetrocknet hat es eine graue Farbe. An Größe der Körpermasse kommt das Nilpferd dem Elephanten am nächsten. Ein am Vorgebirge der guten Hoffnung erlegtes maß 17 Fuß in der Länge; 7 Fuß in der Höhe und 12 Fuß im Umfange. Zwölf Ochsen brauchte man, um dieses Thier fortzuziehen. Eine Haut macht eine Kameelsladung aus.

Das Nilpferd bewohnt die großen Ströme des Innern von Afrika. Im Nil trifft man es nur in Oberägypten an. Von Natur ist es sanft, und thut dem Menschen nichts; reizt man es aber, so geht es wüthend auf den Feind los, wenn es nicht ins Wasser kommen kann. Es läuft, ungeachtet seiner Plumpheit, sehr schnell, und holt in gerader Linie den Menschen ein; allein durch Seitenwendungen entgeht man ihm. Es schwimmt und taucht vortrefflich; auch geht es bequem auf dem Grunde der Flüsse; doch muß es öfters die Nase aus dem Wasser hervorstrecken, um Luft zu schöpfen. In bewohnten Gegenden, wo es durch die Nachstellungen der Menschen schon gemacht wird, kommt es am Tage nicht leicht aus dem Wasser, sondern geht nur des Nachts ans Ufer, um hier zu grasen; denn es nährt sich, wie das Pferd und Rind. Wenn es in eine Reis- oder Zuckerpflanzung kommt, richtet es durch seinen Fraß und durch seine großen Fußstapfen viele Verheerungen an.

Das Nilpferd soll sich im Wasser begatten. Ein Männchen lebt mit mehreren Weibchen; jedes dieser letztern bringt nur ein Junges, das auf dem Lande geboren, aber im Wasser gefangen wird. — Des feinen Geruchs wegen ist dieses Thier schwer zu fangen und zu erlegen; überdies durchdringen die Kugeln die dicke Haut nicht

leicht anderswo, als über der Nase. In Afrika genießt man Fleisch und Fett und die Haut dient zu Schilden.

Fig. 4. Die Giraffe. (*Giraffa camelopardalis*.)

Eigentlich Aethierraffe, sonst auch Kameelparder. Ein schönes und merkwürdiges Thier! Es ist das einzige seines Geschlechts, und hat durch seinen Kopf mit dem Pferde, durch den Hals mit dem Kameele und durch die Zeichnung des Felles mit dem Leoparden Aehnlichkeit. Unter allen auf dem Lande lebenden Thieren ist es das höchste nach dem asiatischen Elephanten. Es mißt von der Stirn bis zum Fußboden herab 16 Fuß und 4 Zoll; der Hals allein ist 7 und der ganze Körper von der Nasenspitze bis zur Schwanzspitze 18 Fuß lang. Vorder- und Hinterbeine sind trotz dem Anscheine von gleicher Länge; aber der Widerrist ist 16 bis 20 Zoll höher, als die Gruppe, und dadurch erscheint das Thier hinten so niedrig. Auf dem Kopfe stehen zwei, sieben Zoll lange Hörner, die sich von allen Thierhörnern unterscheiden. Sie fallen nicht ab, sind mit der gewöhnlichen Haut umkleidet, mit einem haarigen Wese bedeckt, und endigen sich oben in einem Quast von kurzen Haaren. Im Nacken sitzt eine kurzhaarige, rothbraune Mähne. Das Fell hat eine weißliche Grundfarbe mit schwarzbraunen Flecken, welche bei der Stute ins Röthliche fallen. Der Schwanz gleicht dem Ruchschwanz. Die Hufe sind gespalten.

Nur das meist noch gänzlich unbekannte Innere von Afrika nährt dieses schöne, aber scheue, furchtsame, flüchtige und schnelle Thier. Es fliehet vor seinem Feinde, vertheidigt sich aber, in die Enge getrieben, gegen ihn durch Aus schlagen mit den Hinterbeinen. Falsch ist, daß die Giraffe beim Gehen das Vorder- und Hinterbein auf jeder Seite zugleich aufhebe; sie geht und läuft vielmehr, wie ein Pferd. Sie graset selten, und beugt dabei ein Knie etwas ein. Meistens nährt sie sich von Baumblättern. Die Stute soll 12 Monat trächtig sein und 1 Füllen zur Welt bringen.

In ältern Zeiten brachten die Römer Giraffen nach Italien; jetzt hat Niemand dieses Thier lebendig fangen können. Sein Fleisch und Fett sind wohl schmeckend.

Fig. 5. Das zweibuckelige Kameel oder Trampelthier. (*Camelus bactrianus*.)

Man kennt 6 bis 7 Gattungen des Kameelgeschlechts. Zwei davon, das gemeine einbuckelige Kameel oder der Dromedar, und das zweibuckelige oder das Trampelthier leben in den wärmern Ländern der alten, die übrigen in der neuen Welt. Alle zu dem Kameelgeschlechte gehörigen Thiere haben im Obertiefer keine Vorderzähne; in dem untern aber stehen 6 bis 8 derselben in beträchtlicher Entfernung von den Backenzähnen; Eckzähne haben nur wenige; Hörner hat keine Gattung.

Das zweibuckelige Kameel unterscheidet sich von dem gemeinen nicht nur durch die beiden Höcker, da jenes nur einen hat; sondern auch durch seine beträchtliche Größe. Man darf es nicht für eine bloße Abart vom einbuckeligen Kameele halten. Wer an die edle Form des Rosses gewöhnt ist, dem kommt die abenteuerliche Gestalt

dieses Thieres gar sonderbar vor. So wie wir es hier abgebildet sehen, erscheint es in seinem natürlichen Zustande. Die Höcker bestehen aus einer fleischig-fettigen Substanz und also nicht aus Knochen. Sie sind gleich bei der Geburt vorhanden und ungefähr so hart, wie das Kuhente. In der Lebensart und übrigen Beschaffenheit kommt das Trampelthier ganz mit dem Dromedar überein. Es dauert aber in mehr nördlichen Gegenden aus, und ist überhaupt so zärtlich nicht, wie dieses. In den Wästen zwischen China und Indien ist es noch wild; sonst aber in ganz Mittelasien vom kaspischen See bis China ein Hausthier, welches zum Tragen und Reiten in Menge gehalten wird. Noch um den Baikalsee, wo doch so strenge Winter fallen, hält man Heerden dieser Thiere. In Arabien sind sie seltner.

Das Trampelthier ist, wie der Dromedar, eigentlich für Sandwüsten und trockne Steppenländer mit salzigen Sümpfen geschaffen. In unserm fetten Lehm- und Thonboden kommt es nicht fort. Dort aber ist es das allernützlichste Geschöpf, und macht allein die Durchreise der ungeheuern Sandwüsten möglich. Die Araber nennen es das Schiff der Wüste, weil es Lasten durch die Sandwüsten trägt, die sonst kaum auf irgend eine Weise durchzubringen wären. Sechs Centner ist die gewöhnliche Last eines gemeinen Kameels; das Trampelthier trägt aber mehr, und 4 bis 5 Meilen ist die gewöhnliche Tagesreise. Trockne flachelige und dornige Kräuter und kleines Strauchwerk der Wüste machen die Nahrung dieses Thieres aus, und Wasser ist sein Getränk. Es nimmt von letzterem eine erstaunliche Menge zu sich, kann dann aber auch 7 bis 8, ja nach Bruce gar 14 bis 16 Tage dürsten. Beinahe eben so lange hält sich das eingeschluckte Wasser in den Magenellen gut, und es ist nicht selten Rettungsmittel der Reisenden in der Wüste, daß sie ein Kameel schlachten, und ihren Durst mit dem Wasser im Magen stillen. Vermöge seiner feinen Bitterung spürt das Thier die Brunnen in der Wüste auf weite Strecken aus. Es ist von Natur sanft, kann aber auch wüthend und gefährlich werden.

In seiner Fortpflanzung gleicht es den übrigen größern Säugethieren. Das Weibchen ist 12 Monat trächtig, und bringt ein Junges. Die Kameelsmilch ist wohl schmeckend und nahrhaft; das Fleisch gleichfalls, und vertritt dort die Stelle des Rindfleisches, besonders geben die Buckel ein leckeres Gericht. Das Haar liefert Stoff zu Zeugen, und der Mist dient als Brennmaterial.

Fig. 6. Das Pferd. (*Equus caballus*.)

Zu dem Pferdegeschlechte gehören überhaupt sechs Thiergattungen, welche alle die Merkmale mit einander gemein haben, daß in ihrem Ober- und Untertiefer 6 Vorderzähne stehen, und der Huf ein ungetheiltes Ganze ausmacht. — Das edle Ross, wie wir es hier erblicken, war und ist so schön nicht in der Wildheit, sondern ward erst durch Kultur so. Die Zeit, wo man anfang, dieses nützliche Thier zu zähmen, verliert sich in das graue Alterthum, und ist unbestimmbar. Wild, oder wie Einige behaupten, bloß verwildert, wohnt das Pferd noch jetzt in den mongolischen Steppen des mittlern Asiens. Hier sieht man ganze Heerden beisammen. Sie sind kleiner, als die gewöhnlichen zahmen Pferde, und mähfahl. Den Menschen scheuen sie so sehr, daß sie beim Grasen Wache ausstellen, die durch Wiehern ein Zeichen zur allgemeinen Flucht gibt. Sie laufen zum Erstaunen schnell, werden aber doch erlegt. — Sind diese Steppenferde auch wirklich verwildert, so

gehört doch dieses Thier ursprünglich hier zu Hause. Nach Amerika, wo es sich sehr vermehrt hat, ist es erst durch die Europäer gekommen.

Die Art der Fortpflanzung und Ernährung, so wie überhaupt die Behandlung der zahmen Pferde können wir als allgemein bekannt übergehen. Jedermann weiß, daß es eine große Verschiedenheit unter den zahmen Pferden gibt. Man theilt sie hiernach in Rassen ein. Die arabische ist die edelste. Dort verwendet man die meiste Mühe und Sorgfalt auf die Erziehung dieser Thiere, und hält Ahnentafeln, um ihre adelige Abkunft streng beweisen zu können. Man muß aber nicht glauben, daß in jenem Lande alle Pferde von edler Abkunft seyn. Die Pferde der gemeinen Beduinen: Araber sind meist magere elende Kiepper. — Unter den europäischen Pferderassen ist die englische der außerordentlichen Schnelligkeit wegen berühmt. Ein englisches Rennpferd, die Eclipse, durchlief bei einem Wettrennen 58 Fuß in einer einzigen Sekunde. — Daß das Pferd eins der klügsten und verständigsten Thiere ist, und sich vortrefflich abrichten läßt, weiß Jedermann. Es ist ein Gegenstand des Vergnügens und des Luxus der Reichen und ein nützlicher Gehülfe des Menschen beim Ackerbau, beim Fortschaffen großer Lasten und in andern Fällen. In Mittelasien wird das Pferdefleisch allgemein gegessen und die Haut zu mancherlei Behufe benutzt. Wir essen zwar das Pferdefleisch nicht leicht anders, als in Hungersnoth; aber es wird dennoch nach seinem Tode fast nichts von diesem Thiere weggeworfen.

Fig. 7. Der Zebra. (Equus zebra.)

Der flüchtige Blick lehrt, daß dieses Thier mit keinem so große Aehnlichkeit habe, wie mit dem Esel und Pferde; daher rechnet man es auch zum Pferde-

geschlechte. Es ist so groß, wie ein Maulthier, und zeichnet sich durch die braunen Streifen aus, die am Kopfe und Körper zu beiden Seiten herablaufen. An Schönheit des Felles übertrifft es die meisten Säugethiere. Die Grundfarbe desselben ist bläulichweiß. Die menschenleeren Wälder Afrika's sind der Aufenthalt des Zebra. Es liebt die Gesellschaft seines Gleichen, und hält sich daher immer truppweise beisammen; ist sehr scheu und flüchtig, und entfernt sich, wenn es nur von weiten einen Menschen erblickt, in die Wälder. Er läuft sehr schnell, und ist, eingefangen, so wild und unbändig, daß man ihn kaum zähmen kann; indess leidet es keinen Zweifel, daß man ihn nach und nach auch wol mögte zum Reiten und Ziehen abrichten können.

In seinen Sitten und in der Lebensart kommt der Zebra sehr mit dem Pferde überein. Er grasst, wie dieses, wiehert eben so, schlägt hinten aus, und galoppirt, wie das Pferd. Für die afrikanischen Wälder scheint er ganz geschaffen zu sein, und man würde, wenn Afrika einst mehr von Europäern besetzt und angebauet werden sollte, gewiß kein anderes Thier mit mehr Vortheil zum Reiten, Lasttragen und Ziehen daselbst unterhalten können. Er nimmt mit weit schlechterem Futter vorlieb, als das Pferd. Wegen seiner Scheuheit und Wildheit und des feinen Geruchs ist es äußerst schwer, einen alten Zebra lebendig zu fangen; Junge aber, die noch nicht so schlau und wachsam sind, werden öfters überrascht. Sie lassen sich auch viel eher bändigen, als alte. Die Hottentotten und andere Afrikaner essen das Zebrafleisch gern. In Europa nennen die Kürschner die Felle Seepferdchäute.

